

PROFANE STÄDTE- BAULICHE PLANUNG – SAKRALE ARCHITEK- TONISCHE REALITÄT

»War der Kirchenbau früher im Stadtraum wie im Ausmaß die Dominante, die Stadtkrone, so findet er heute gänzlich andere Verhältnisse vor. [...] Wie schwer ist da die organische Einfügung des Gotteshauses in die Großstadt. Wie organisch einfügen, wenn optisch gesehen, kein Organismus da ist?« Edmund Körner

WOLFGANG
SONNE

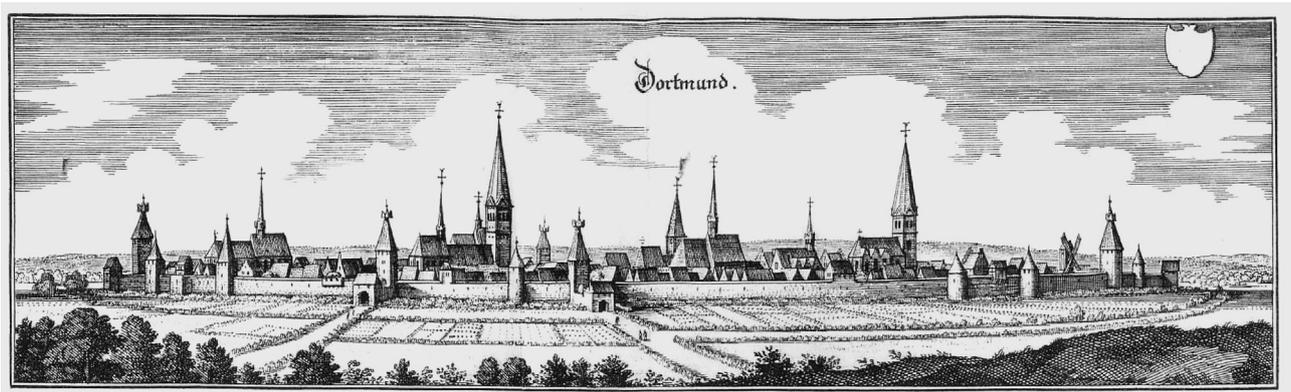


Abb. 1: Kirchen prägen das Stadtbild: Stadtansicht Dortmund, Matthäus Merian, 1647.

Sakralbauten prägen seit je das Stadtbild. Die ersten Städte in Mesopotamien entstanden um die hochaufragenden Ziggurat-Tempel. Salomons Tempel überragte Jerusalem. Über Athen thronte der Tempel der Athena Parthenos wie über Rom der des Jupiter Capitolinus. Jede griechische Stadt hatte ihre Tempel an der Agora wie jede römische am Forum. Byzanz besaß die stadtüberwölbende Kuppel der Hagia Sophia. Islamische Städte übernahmen die prägende Kuppel für ihre Moscheen und flankierten sie mit hochaufragenden Minaretten. Keine mittelalterliche Stadt in Europa kam ohne Kirchen mit ihren dominierenden Türmen aus – am prägnantesten sichtbar in den gewaltigen Kathedralen der Bischofsstädte und ubiquitär kodifiziert in den für heutige Augen immer gleichen Stadtansichten von Merian (Abb. 1). Die Neuzeit wiederum brachte dominierende Kuppeln nach dem Vorbild des Petersdoms in die Stadtsilhouetten der Städte Europas.

Und auch die moderne Großstadt der Industrialisierung trug den Sakralbau im Herzen. Der großflächige Stadterweiterungsplan Berlins von James Hobrecht war um meist freistehende Kirchenbauten herumkomponiert, die im Blickpunkt von Straßenachsen lagen. Otto Wagner hatte ins Zentrum jedes Bezirks seiner idealen Großstadt einen dominanten Kuppelbau hineinkomponiert. Camillo Sitte entwickelte seine Kompositionsprinzipien des Stadtraums aus der Analyse von Kirchplätzen. Die ersten Gartenstädte wie Letchworth und Hampstead Garden Suburb in England oder Margarethenhöhe und Staaken in Deutschland enthielten zentrale Sakralbauten nach dem Vorbild der Dorfkirche. So prägend ist diese Stadtbautradition des stadtbildbestimmenden Sakralbaus, dass auch heute noch die Redeweise, die Kirche im Dorf zu lassen, unmittelbar verständlich ist.

Trotz dieser gelebten Realität scheint es heute geradezu undenkbar, dass eine aktuelle Stadtplanung von zentralen Sakralbauten ausgeht oder sie auch nur in ihre Konzeption von Städten oder Stadtquartieren mit einbezieht. Dieses profane Selbstverständnis eines ganzen Metiers hat seinerseits auch schon eine längere Tradition. Die Prägnanz eines Paukenschlags weist etwa die radikalste Stadtplanung im Zeitalter der Aufklärung auf: der Wiederaufbau von Lissabon nach dem Erdbeben von 1755. Hier wurde nicht nur

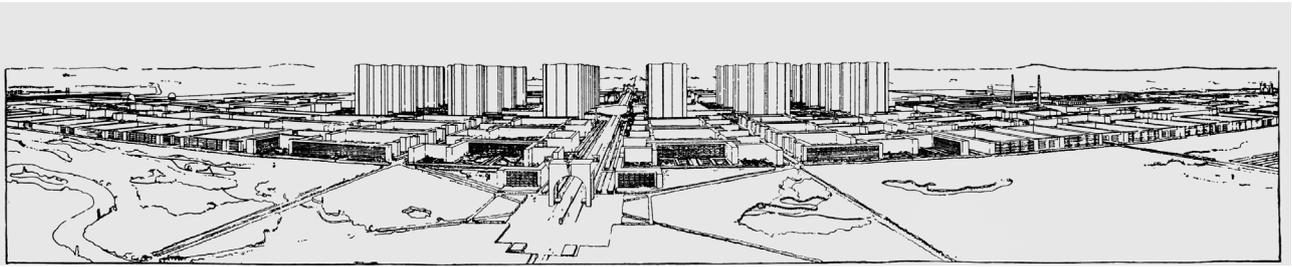


Abb. 2: Bürobauten statt Sakralbauten: Ville contemporaine, Le Corbusier, 1922. © F.L.C./VG Bild-Kunst, Bonn 2021.

ein völlig neues Straßennetz über die Altstadt gelegt, sondern es wurden auch alle Kirchenbauten im Wiederaufbaubereich eliminiert. Das neue Stadtzentrum verzichtete nicht nur auf die Sichtbarkeit von Kirchen, sondern auf Kirchen überhaupt. Ein anderer profaner Plan war der Stadterweiterungsplan für Barcelona Mitte des 19. Jahrhunderts von Ildefonso Cerdà. Sein in vielfältiger Funktionalität durchdachtes Stadtsystem kam ohne ausgewiesene Orte für Kirchenbauten aus. Gleichwohl nisteten sich diese im Laufe der Entwicklung in die Blöcke des gleichmäßigen Straßenrasters ein – und es ist nicht ohne Ironie, dass heute der Sakralbau der Sagrada Familia von Antoni Gaudí zum berühmtesten Bauwerk dieser profanen Stadtplanung geworden ist.

Meist programmatisch antisakral sind dann die Stadtmodelle der Avantgardemoderne im 20. Jahrhundert. In den futuristischen Stadtbildern von Antonio San'Elia ragen allerlei Konstruktionen für Verkehrs- und Bürobauten in den Himmel – Kirchtürme sind keine dabei. Bruno Taut träumt einerseits überhaupt von der »Auflösung der Städte«, visioniert in seiner »alpinen Architektur« und seiner »Stadtkrone« allerdings auch neue höhendominante Gemeinschaftsbauten, die aber keiner institutionalisierten Religiosität dienen, sondern in einem neuartigen Gemeinschaftskult gleichsam die Moderne selbst verehren. Le Corbusiers Konzepte einer »ville contemporaine« und »ville radieuse« weisen zwar formal stringente Zentrumsprägungen mit Höhendominanten auf – diese dienen aber dem Verkehr und der Arbeit und verzichten auf jegliche Andeutung von Sakralität (Abb.2). Auch das Manifest des stadtplanerischen Funktionalismus, die Charta von Athen, ignoriert mit ihrer Fokussierung auf Wohnen, Arbeiten, Verkehr und Erholung gänzlich Kult und Kultur. Frank Lloyd Wrights Modell einer »Broadacre City« schließt zwar Kirchenbauten nicht aus; sie verschwinden aber im immer gleichen, sich über das gesamte Land ausbreitenden Rastersystem von Highways, das das private Auto in den Mittelpunkt der gesamten Stadtplanung stellt.

Keine andere Macht neben sich duldend wiesen auch die konkreten Stadtplanungen der totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts keine stadtbestimmenden Sakralbauten in ihren Städten aus. In Moskau sollte – an Stelle der dafür gesprengten Erlöserkathedrale – der Palast der Sowjets als höchstes Gebäude der Welt die Stadt überstrahlen und als Hauptstadt des Weltkommunismus ausweisen. In Berlin sollte die Halle des Volkes als größter Kuppelbau der Welt die Stadt dominieren und den Weltherrschaftsanspruch des Nationalsozialismus demonstrieren.

Programmatisch spielte auch im Siedlungsbau der Sakralbau keine Rolle. Hier ging es vorrangig um das hygienisch gut organisierte Wohnen, bei Walter Gropius etwa ausschließlich nach dem Sonnenlauf ausgerichtet. Die meisten der in Deutschland in den 1920er und 30er Jahren errichteten Siedlungen waren zumeist reine Wohnanlagen und ohne Kirchenbauten konzipiert. Dies gilt auch für die Siedlungen und Großsiedlungen der 1950er und 60er Jahre, die dann den Leitbildern der »gegliederten und aufgelockerten« sowie der »auto-gerechten Stadt« folgten. Gut belichteten und belüfteten Wohnungen, Grün-räumen und dem Autoverkehr galt alle staatlich-planerische Aufmerksamkeit – Religion war Privatsache. Gleichwohl darf man nicht aus den Augen verlie-ren, dass Siedlungen als Teile bestehender Städte und nicht als ganze Städte angelegt wurden und deshalb in manchen Fällen auf vorhandene anliegende Sakralbauten zurückgreifen konnten.

Zu den spannenden Phänomenen des Städtebaus in der Moderne gehört es nun aber, dass sich in diese profanen Planungen im Laufe der Zeit und nicht selten sehr schnell Sakralbauten eingenistet haben. Denn ebenso wenig, wie die Architekturgeschichte der Moderne eine ausschließlich profane ist – es sei nur an die großen modernen Sakralbaumeister Otto Bartning, Dominikus Böhm oder Rudolf Schwarz erinnert –, ist die moderne Gesellschaft eine aus-schließlich profane. Die Sakralität, die die Stadtplanung im Großen ignorierte, kam über die Architektur im Kleinen auch in die modernen Siedlungsgebiete und Stadtquartiere wieder hinein.

Diese Parallelität von staatlich-stadtplanerischer Profanität und »pri- vat«-architektonischer Sakralität stellt auch eine Herausforderung an unser Verständnis von Moderne dar. Während eine profan ausgerichtete Planung in direkter Linie und unmittelbarer Kongruenz mit einem Verständnis liegt, das die Moderne als antiklerikalen Aufklärungsdiskurs und dem Fortschritt ver-pflichtete emanzipatorische Freiheitsbewegung sieht (als dessen Kehrseite der selbstermächtigende Herrschaftsdiskurs der totalitären Ideologien fungiert), so erfordert die Realität der modernen Sakralarchitektur ein Verständnis der Moderne, das Sakralität und Tradition mit einschließt. Hinzu kommt in Städ-tebau und Architektur, dass nicht allein die Neuanlagen als modern anzusehen sind, sondern auch die bestehenden älteren Stadtstrukturen und Stadtbauten, die weiterhin in Benutzung sind und das Stadtbild prägen. In ihrer Funktionalität und Ästhetik sind sie zugleich Bestandteil des modernen Lebens und des-halb – wie die Neubauten – essenzielle Bestandteile der Moderne.

Auch im Ruhrgebiet sind wie bei allen anderen Städten in Europa die Stadtbilder und Stadtsilhouetten der Städte und Dörfer von ihren Sakralbauten ge-prägt. Ausgangspunkt der kulturellen Besiedlung des Ruhrgebietes überhaupt war das karolingische Benediktinerkloster in Werden. Auch die heutige Großstadt Essen entwickelte sich aus einem karolingischen Frauenstift, dessen monumen-tale Kirche mit ihrer Kopie der kaiserlichen Pfalzkapelle in Aachen auch heute das Zentrum der Stadt markiert. In Duisburg ragt im Zentrum der Industriestadt die aus der Pfalzkapelle hervorgegangene Kirche St. Salvator in den Himmel; in Dort-mund bildet die Stadtkirche der freien Reichsstadt St. Reinoldi (#St.Reinoldi)



Abb. 3: Kirche nachträglich ins Stadtquartier eingefügt:
Liebfrauenkirche in Dortmund, Friedrich von Schmidt,
1881–1883. Fotografie: Hans Blosssey.

noch immer das höchste Gebäude im Stadtzentrum. Unzählige mittelalterliche Dorfkirchen markieren nach wie vor die historischen Kerne der polyzentralen Besiedlung im Ruhrgebiet.

Vielfältiger und ambivalenter wird das Bild mit der Industrialisierung, dem damit einhergehenden Bevölkerungswachstum und den dadurch erfolgenden Stadterweiterungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwar stammt die weitaus größte Zahl der Sakralbauten im heutigen RVR-Gebiet – es sind wohl um die 90 Prozent – aus dieser Zeit, die wenigsten von ihnen sind aber als Zentren neuer Städte, Stadtquartiere oder Siedlungen geplant worden.

Die sich ringförmig um die bestehenden Städte legenden kompakten Stadterweiterungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sahen meist ein neutrales Straßennetz vor, in dem sich die unterschiedlichsten städtischen Bauten ansiedeln konnten. Für Kirchen waren darin meist keine hervorgehobenen Positionen vorgesehen – sie fanden an den Stellen ihren Platz, an denen die Gemeinden entsprechenden Grund erwerben konnten. Paradigmatisch hierfür ist die Dortmunder Liebfrauenkirche von 1881–1883 im Stadterweiterungsgebiet des Klinikviertels im Südwesten der mittelalterlichen Stadt (Abb. 3). Sie steht auf einer Parzelle am Blockrand wie jedes gewöhnliche Stadthaus. Zugleich wurde die neugotische Hallenkirche aber als solitärer Monumentalbau vom Architekten Friedrich von Schmidt errichtet, der – von der Kölner Dombauhütte herkommend – als Erbauer des Wiener Rathauses internationale Berühmtheit erlangt hatte. Der städtebaulichen Alltäglichkeit wird gleichsam durch architektonische Prominenz entgegengewirkt. Gerade in dieser Dualität ist die Liebfrauenkirche typisch für Kirchenbauten in den Erweiterungsgebieten der industriellen Großstadt.

Eine andere für das Ruhrgebiet spezifische Form des Stadtwachstums war die Errichtung von Arbeitersiedlungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Erste Anlagen wie die Siedlung Eisenheim in Oberhausen ab 1846 waren durch eine betont ländliche Siedlungsweise geprägt und kamen gänzlich ohne Kirchenbauten aus. Dahinter stand jedoch keine antireligiöse Planungsphilosophie, sondern die spezifische Anforderungssituation: Es ging vorrangig um die Bereitstellung von Wohnraum; die einzelnen Siedlungen waren meist so klein, dass sie keine eigene Gemeinde bildeten; für die religiöse Praxis der Bewohner konnten nicht selten zunächst die Kirchen der anliegenden Dorfgemeinden genutzt werden. Bei größeren Siedlungen wurden bisweilen – auch durch die konfessionelle Vielfalt der zugewanderten Arbeiterfamilien erfordert – später Kirchenbauten hinzugefügt. So etwa in der ab 1913 errichteten großflächigen Werksiedlung Oberdorstfeld in Dortmund, an deren Rand 1928–1929 die neokarolingische Kirche St. Karl Borromäus von Flerus & Konert als freiste-



Abb. 4: Kirche nachträglich an die Arbeitersiedlung angesetzt:
St. Karl Borromäus in Dortmund, Flerus & Konert, 1928–1929.
Fotografie: Hans Blossey.

hender Monumentalbau eine Art Stadtkrone ausbildete (Abb. 4).

In der Planung von Neustädten nahmen Kirchenbauten ebenfalls keine zentrale Stellung ein. Das 1862 gegründete Oberhausen erhielt zwar bereits 1864 seine evangelische Christuskirche, die aber am Rande des zentrumsbildenden Straßenrasters lag. Die heute als Kopfbau am Altmarkt dominant positionierte katholische Herz-Jesu-Kirche entstand erst 1909–1911 – und lag ursprünglich hinter einer Häuserzeile versteckt in zweiter Reihe. Das ab 1922 von Philipp Rappaport neugeplante Marl kam in mehreren Pla-

nungsschritten bis in die 1960er Jahre ohne eine markante Kirchenplanung aus. Im durchgrüneten Siedlungsgebiet liegt die 1959–1960 von Denis Boniver erbaute Auferstehungskirche, die mit einem zeltartigen Kegeldach aufwartet. Zentrumsnah bei Rathaus und Theater, aber unverbunden und unscheinbar steht die 1976 errichtete und 2016 umgebaute Dreifaltigkeitskirche. Marl ist damit typisch für eine profane Stadtplanung, in die sich mit der Zeit eine sakrale Realität einnistet.

Eine Besonderheit bildet der Bau monumentaler Synagogen im Stadtzentrum mit stadtbildprägender Wirkung um 1900. In Dortmund entwickelte sich der Hiltropwall mit dem Bau der Synagoge durch Eduard Fürstenau 1896–1900 gegenüber der Oberpostdirektion und neben dem wenig später folgenden Theater zu einem Stück repräsentativer Ringstraße. Dieser aufwendigste Sakralbau Dortmunds entstand als renaissanceartiger Zentralbau mit oktogonaler Kuppel, orientierte sich aber mit seiner gotischen Formsprache an der neugotischen Oberpostdirektion. Damit war er ein typischer Vertreter des eklektischen Historismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts und zeigte selbstbewusst mit der einzigen Kuppel im Dortmunder Stadtbild die integrierte Stellung der Dortmunder jüdischen Gemeinde im Stadtleben. Der Bau wurde 1938 von den Nationalsozialisten abgerissen. In Essen blieb der von Edmund Körner 1911–1913 errichtete Synagogenbau (#Alte Synagoge Essen) dagegen Dank seiner massiven Bauweise erhalten. Mit seiner archaisierenden modernen Monumentalität, seiner zentralen Lage und seiner Kuppel zeigte er – wie der Dortmunder Bau – die zentrale Stellung der jüdischen Gemeinde in der Stadtgesellschaft des Kaiserreichs im Stadtbild an.

Auch wenn es kein stadtplanerisches Leitbild für stadtbildprägende Sakralbauten gab, blieb doch der Kirchenbau im 20. Jahrhundert eine zentrale urbane Bauaufgabe. Die Stadtquartiere wurden nach dem Ersten Weltkrieg wie gewohnt mit ortsprägenden Kirchenbauten ausgestattet. Dabei finden sich in den Städten des Ruhrgebiets viele architektonische Schmuckstücke



Abb. 5: Kirche auf einem gewöhnlichen Grundstück am Blockrand: Paul-Gerhardt-Kirche in Dortmund, Otto Bartning, 1948–1950. Fotografie: Detlef Podehl.

von herausragender Qualität und internationaler Bedeutung. An die Stelle der im Historismus beliebten Neugotik traten avantgardistische oder archaisierende Bauten der Moderne wie die Stahlkirche und die Auferstehungskirche von Otto Bartning in Essen, die Heilig Kreuz-Kirche von Josef Franke in Gelsenkirchen ([#Heilig-Kreuz-Kirche](#)), die in Sichtbeton gehaltene Nikolaikirche in Dortmund von Pinno und Grund ([#St. Nicolai](#)), St. Mariäe Geburt von Emil Fahrenkamp in Mülheim an der Ruhr oder St. Engelbert von Dominikus Böhm in Essen.

Doppelgesichtig erscheint der Kirchenbau in der Zeit nach dem Zweiten

Weltkrieg. Zum einen proklamiert er einen moralisch-politischen Neuanfang durch das Anknüpfen an ältere Traditionen vor dem Kulturbruch des Nationalsozialismus, wie es sich beispielsweise im Wiederaufbau der Dortmunder Stadtkirche St. Reinoldi durch Herwarth Schulte zeigt ([#St. Reinoldi](#)). Im Kontrast dazu stehen kirchliche Neubauten in experimentellen Formen wie die Heilig Kreuz-Kirche von Rudolf Schwarz in Bottrop, die Liebfrauenkirche von Toni Herrmanns in Duisburg ([#Kulturkirche Liebfrauen](#)) oder St. Suitbert in Essen von Josef Lehmbrock und Stefan Polónyi ([#St. Suitbert](#)).

Paradigmatisch für die Einbindung von Kirchenbauten in die Wiederaufbauplanungen der Städte nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Saarlandstraßenviertel in Dortmund. In diesem seit Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Stadterweiterungsgebiet mit seinem auf einem an den bestehenden Ausfallstraßen orientierten Straßenraster besetzte die 1909–1910 errichtete katholische Kirche St. Bonifatius (Abb. 6) eine unscheinbare Blockecke in einer Seitenstraße des Quartiers. Nach ihrer Teilzerstörung im Zweiten Weltkrieg wurde diese neuromanische Basilika 1953–1954 von Emil Steffann in monumentaler Schlichtheit als Saalkirche wiederaufgebaut. Das evangelische Pendant bildet die Kirche der Paul-Gerhardt-Gemeinde, die 1948–1950 als eine der 48 Notkirchen entstand, die Otto Bartning über ganz Deutschland verteilt errichtete (Abb. 5). Diese Gemeinde entstand erst nach dem Zweiten Weltkrieg als Ausgliederung der zentralstädtischen St. Mariengemeinde. Die Lage der neuen Kirche bestimmte sich durch ein im Besitz der Mariengemeinde befindliches Grundstück. Bezeichnend ist einerseits, dass hinter dem Kirchenneubau keine städtebauliche Planung der Nachkriegszeit stand, und andererseits, dass trotz dieser Nichtplanung gerade in der Nachkriegszeit eine neue Gemeinde mit einem neuen Kirchenbau entstand, die die Kirche näher an die Gläubigen im Quartier brachte. Das Resultat sind zwei im Stadtviertel versteckte Kirchenbauten von zwei herausragenden Kirchenarchitekten des 20. Jahrhunderts.



Abb. 6: Kirche auf einem gewöhnlichen Grundstück an der Blockecke: St. Bonifatius-Kirche in Dortmund, Emil Steffann, 1953–1954. Fotografie: Georg Knoll.

Wenn auch manche der Nachkriegskirchen heute profaniert, umgenutzt oder gar abgerissen werden: Der Kultbau hat seine zentrale Stellung im Stadtbild keineswegs verloren. Neben der Weiternutzung der meisten Kirchenbauten in den Stadtquartieren entstanden jüngst neue stadtbildprägende Synagogenbauten in Duisburg, Gelsenkirchen oder Bochum. Hinzu kommen zahlreiche Moscheebauten, die sich nicht mehr nur in Gewerbegebieten verstecken, sondern mit ostentativem Anknüpfen an osmanische Bautraditionen Kuppel und Minarett zeigen und somit im Stadtbild wirksam werden.

Dieses vielschichtige Bild – hier plakativ als Parallelität von profaner städtebaulicher Planung und sakraler architektonischer Realität beschrieben – fordert sowohl die Stadtplanung als auch die Geschichtsschreibung heraus. Wäre es nicht sinnvoll, angesichts der Persistenz des Sakralen in der Stadt auch die Stellung von Sakralbauten wieder in den stadtplanerischen Diskurs einzubeziehen, ohne sich dabei dem Vorwurf der Nostalgie, der Reaktion oder schlicht der Rückwärtsgewandtheit auszusetzen? Das, was der Essener Architekt Edmund Körner 1932 als »Organische Einfügung des Kirchenbaues in die Großstadt« gefordert hat, bleibt – ob man es akzeptiert oder ignoriert – doch ein reales städtebauliches Thema.

Auch für die Geschichtsschreibung der Moderne hat die Feststellung der sakralen architektonischen Realität ihre Konsequenzen. Die Geschichte von Städtebau und Architektur der Moderne lässt sich nicht mehr nur als ein profanes oder gar antiklerikales Aufklärungs-»Projekt der Moderne« beschreiben, sondern erfordert eine vielschichtige Erzählung, zu der neben den sozial-emanzipatorischen Veränderungszielen auch religiöse Traditionslinien zählen. Mag man auch für das 20. Jahrhundert eine bemerkenswerte Dichotomie zwischen profanen Stadtplanungsvisionen auf der einen Seite und der Realität von höchst kreativer Sakralarchitektur auf der anderen Seite feststellen: Erst beides zusammen ergibt ein umfassendes Bild städtebaulicher und architektonischer Moderne.

Und zu dieser modernen Großstadt zählen nicht allein die in der Moderne entstandenen Neubauten, sondern ebenfalls die in der Moderne weiter tradierten Altbauten, die zum Funktionieren und zum Bild der modernen Großstadt ganz wesentlich beitragen. Kein anderes Beispiel vermag dies aktuell prägnanter zu verdeutlichen als die Kirche Notre-Dame de Paris. Ohne sie ist ein Verständnis auch der modernen Großstadt Paris undenkbar, was sich in der Selbstverständlichkeit des unglaublichen Aufwands zu ihrer Wiederherstellung und Erhaltung zeigt. Ähnliches galt nach dem Zweiten Weltkrieg für St. Reinoldi in Dortmund, den Dom in Essen und St. Salvator in Duisburg – und gilt wohl auch für die vielen bedeutenden Sakralbauten in den Städten im Ruhrgebiet, die seitdem hinzugekommen sind.

Literaturauswahl

Edmund Körner,
Organische Einfügung des Kirchenbaues in die Großstadt.
Profaner Bauwille und die Gestaltung des Gotteshauses,
in: Religiöse Kunst der Gegenwart. Berichte und Reden über
die auf dem Essener Katholikentag 1932 behandelten
religiösen Kunstfragen, Essen 1932, o. S.

Wilhelm Busch,
Bauten der 20er Jahre an Rhein und Ruhr,
Köln 1993.

Markus Jäger,
Einfach zeitlos. St. Bonifatius, Dortmund,
in: Sonja Hnilica/Markus Jäger/Wolfgang Sonne (Hg.),
Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in
Nordrhein-Westfalen, Bielefeld 2010, S. 124–131.

Wolfgang Sonne/Barbara Welzel (Hg.),
St. Reinoldi in Dortmund. Forschen – Lehren – Partizipieren,
Oberhausen 2016.

Markus Jäger/Wolfgang Sonne (Hg.),
Großstadt gestalten. Stadtbaumeister an Rhein und Ruhr,
Bücher zur Stadtbaukunst, Bd. 7, Berlin 2016.

Wolfgang Sonne/Regina Wittmann (Hg.),
Städtebau der Normalität. Der Wiederaufbau urbaner
Stadtquartiere im Ruhrgebiet, Berlin 2018.

Der vorliegende Text wurde zuerst publiziert in: Hans-Jürgen Lechtreck,
Wolfgang Sonne, Barbara Welzel (Hg.): Religion@Stadt_Bauten_Ruhr,
Dortmund 2021, S. 24–39.

Zitiervorschlag: Wolfgang Sonne, Profane städtebauliche Planung –
sakrale architektonische Realität, [https://stadt-bauten-ruhr.tu-dortmund.de/
themen](https://stadt-bauten-ruhr.tu-dortmund.de/themen)